

Supper, und dir?

R O M A N



Katharin
weßling

ullstein 
fünf 

können, dass ich frische Luft geschnappt habe. Das klingt doch gut. Ich bin nicht allein, ich bin nicht verängstigt, ich bin nicht merkwürdig. Ich bin spazieren gegangen, und mir geht es sehr, sehr gut.

Um zwanzig nach eins ging ich zurück und rauchte drei Zigaretten vor dem Gebäude. Dann rief ich meine Mutter an.

»Hey Mama, hier ist Marlene.«

»Ja, weiß ich, das wird angezeigt, wenn du anrufst. Wie ist es gelaufen?«

»Toll. Es ist toll gelaufen. Wirklich ganz toll. Alle waren sehr nett, und ich habe das Gefühl, dass ich hier viel lernen kann. Ich freue mich sehr.«

Ich höre ein Rascheln und weiß, dass sie sich gerade an ihrem Ohrläppchen kratzt. Das ist kein gutes Zeichen.

»Du sagst das, als gäbe es ein *Aber*.«

»Nein, nein, gibt es nicht, es ist toll!«

Sagte ich das nicht schon mal? Welche ähnlichen Wörter fallen mir ein? Großartig, fantastisch (das ist zu überzogen, das merkt sie sofort), herausfordernd (das muss ich ergänzen: herausfordernd im positiven Sinn), interessant, spannend. Das müsste reichen.

»Erzähl doch mal: Was hast du gemacht? Wie ist dein Chef? Und deine Kollegen, hast du die schon alle kennengelernt?«

Meine Stimme wird zittern, wenn ich antworte. Ich weiß es, schon bevor ich den ersten Satz gesagt habe. Ich weiß es, weil ich immerzu denke: *Kannst du mich in den Arm nehmen, Mama, ich schaffe das hier sonst nicht*.

»Den Chef habe ich nur heute Morgen kurz gesehen. Das war nett. Ich kenne ihn ja schon aus dem Vorstellungsgespräch, Erinnerst du dich? Stefan heißt er. Eine Kollegin hat mir alles gezeigt und mich in mein erstes Projekt eingearbeitet. Mein Büro teile ich mir mit Maya, der anderen Volontärin. Ich glaube, das wird toll. Großartig. Ich meine, das wird spannend. Eine Herausforderung.«

»Das klingt doch gut. Ich bin stolz auf dich.«

Rascheln. Atmen. Dann: »Geht es dir gut, Marlene?«

Ich halte die Luft an. Ich darf nicht weinen. Ich darf nicht zugeben, wie viel Angst ich habe und wie unwohl ich mich in dem riesigen Gebäude fühle, das zwischen noch mehr riesigen Gebäuden steht, die alle gleich aussehen. Ich darf nicht sagen, dass ich glaube, dass alle merken werden, dass ich eigentlich überhaupt nichts kann und sie besser Anne hätten nehmen sollen, meine Kommilitonin aus dem »Marketing und PR«-Seminar. Anne wäre cool und selbstbewusst und fähig. Sie hätte den Job verdient, ich nicht. Ich bin nur Angst. Und genau das unterscheidet mich von einer Hochstaplerin: Angst. Angst, die mich nicht motiviert, sondern lähmt. Ein Hochstapler würde ekstatisch gespannt sein ob der Vorstellung, erwischt zu werden. Ich bin nur ekstatisch-panisch.

»Mir geht es super, ja. Es ist nur alles noch sehr neu, ich muss mich erst mal einleben. Ich wollte auch nur Bescheid sagen. Kurz mal anrufen. Durchgeben, dass alles gut gelaufen ist und so. Ich muss jetzt mal wieder rein, damit die nicht schon am ersten Tag denken, dass ich ständig Pause mache.«

»Ja, natürlich, klar, mach das. Schön, dass es so gut läuft. Aber da mache ich mir bei dir natürlich eh keine Sorgen.«

»Hmm, ja, ich auch nicht. Haha.«

»Gut, Marlene, ich denke an dich, tschüss!«

Ich sage leiser als gewollt Tschüss und blinzle sehr schnell, während ich ein- und ausatme. Das hilft gegen die Tränen. Ich tippe auf meinem Smartphone herum und scrolle mich durch Instagram und Facebook. Bloß so tun, als hätte ich hier draußen etwas Wichtiges zu tun. Bloß beschäftigt wirken, bis ich wieder wie die Marlene aussehe, die ich sein sollte. Freundlich, professionell, klar. Das ist Marlene Beckmann. Keine Angst. Niemals Angst zeigen. Angst und Unsicherheit sind für Menschen, die nicht wissen, was sie tun. Ich aber weiß, was ich hier mache. Ich weiß es.

Nach ein paar Minuten geht es endlich besser, und ich stecke das Telefon in meine Jackentasche und gehe in das Gebäude zurück.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl tippe ich eine Nachricht an Jakob:

Melde mich gehorsamst von der Front: Kämpfe mich tapfer durch den ersten Tag. Freue mich auf heute Abend.

Jakob ist online und antwortet sofort:

Schön! Will einen ausführlichen Lagebericht nachher. Thorben fragt, ob er heute Abend vorbeikommen kann. Eher nicht, oder?

Ich tippe mit dem Finger in das Antwortkästchen, schließe den Messenger dann aber wieder. Ich will Thorben nicht sehen. Ich will Jakob nicht sehen. Ich will heute Abend niemanden sehen. Ich will mich betrinken und in meiner *Mädchen-WhatsApp-Gruppe* herausfinden, warum ich mich nicht freuen kann. Warum ich so viel Angst habe. Was ich morgen anziehen soll. Ob die anderen sich an ihrem ersten Arbeitstag auch so mies gefühlt haben. Wie ich mir all die neuen Namen besser merken kann. Warum sich das hier so anders anfühlt als die Praktika, die ich in den letzten Jahren absolviert habe. Ob alles gut wird. *Dass* alles gut wird.

Hey Süße, will ich hören, *du bist ein ganz, ganz toller Mensch*. Was sie mir nie sagen würden: dass ich eventuell einen Fehler mache. Dass ich eine Probezeit habe, die nicht nur bedeutet, dass das Unternehmen herausfindet, ob es mich mit einer zweiwöchigen Kündigungsfrist ohne großes Aufsehen wieder rausschmeißen möchte, sondern dass auch ich die Möglichkeit habe zu gehen, wenn ich mich unwohl fühle. Dass die ganzen Lifestyle-Magazine jungen Frauen immerzu sagen, dass wir nur endlich herausfinden müssen, womit wir glücklich sind, und dann ist alles toll. Dass genau diese Magazine davon leben, dass das absolut unmöglich ist. Dass es zumindest nicht so funktioniert, dass man *25 Fragen, die dir verraten, was du wirklich brauchst* ankreuzt und dann weiß, was man *wirklich braucht*. Dass man genau das vielleicht niemals herausfindet, aber dass das auch okay ist, weil man ja trotzdem in der Zwischenzeit weiterlebt. Und dass Scheitern manchmal keine Chance, keine Lektion, kein Weg zum Erfolg ist, sondern einfach nur das: schmerzhaft. Und dass aber auch das vorbeigeht. Wie alles.

Dass ich übertreibe, mich reinsteigere und *nicht so ein Opfer* sein soll, würden sie mir

nie sagen. Sie würden mir nie sagen, dass man manchmal auch einfach die Zähne zusammenbeißen muss, weil irgendjemand die Miete überweisen und den Studienkredit abbezahlen muss – im besten Fall nicht Mama und Papa. Sie würden mir nie sagen, dass sie selber furchtbare Angst haben. Weil *ich* es auch nie sagen würde und immer nur so sehr jammere, dass niemand auf die Idee käme, ich hätte ein ernsthaftes Problem. Niemand anderes und ich erst recht nicht.

Im Fahrstuhl drücke ich meine heiße Stirn an die Metallverkleidung und dann den Knopf meines Stockwerks. Wie würde sich die junge Marlene Beckmann in diesem Augenblick wohl fühlen? Ich denke an mein altes Ich, an einen Moment in der Oberstufe meiner Schule. Es ist ein sonniger Nachmittag, Leistungskurs Deutsch, wir lesen »Iphigenie auf Tauris«.

Ich mag das Drama, die Qual, das Leid und die Verzweiflung. Ich verstehe nichts, aber mir gefällt alles. Ich warte auf die Klingel, die uns in den Nachmittag entlässt. Neben mir schaut Arne gleichermaßen gelangweilt wie angestrengt in die Lektürehilfe. Arne ist mein Freund, nicht mein erster, aber der erste »richtige«. Auch wenn ich noch gar nicht weiß, was das eigentlich bedeutet. Ich schaue ihn an, als mein Name fällt.

Der Lehrer wiederholt die Frage: »Was bedeutet dieser Satz, Frau Beckmann?«

»Welcher genau?«, frage ich. Ich schäme mich ein wenig, weil ich nicht einmal weiß, in welchem Akt wir sind. Das ärgert mich, denn sonst weiß ich das immer. Ich bin nicht beunruhigt. Ich kann mich rausreden. Das konnte ich schon immer.

»Der Zweifel ist`s, der Gutes böse macht.«

»Ach so, na klar. Er bedeutet, dass wir Vertrauen haben müssen in uns selbst und in die, die uns nahestehen.«

Mein Lehrer schüttelt den Kopf.

»Was genau soll das mit Iphigenie zu tun haben?«

»Sie appelliert an Thoas.«

»Aha. Warum?«

»Weil er Zweifel hat.«

»Frau Beckmann, das ist bestechend logisch, aber geht es auch ...«

Der Gong unterbricht uns, ich stehe auf und beginne, meine Sachen in den abgenutzten Rucksack zu stopfen. Gleich fahre ich mit Arne zu mir nach Hause. Wir werden die Spaghetti essen, die meine Mutter uns gekocht hat, und dabei über unsere »Probleme« reden – Noten, Tratsch und Gejammer über zu viele Referate – wie jeden Tag. Wir wollen vielleicht später ins Schwimmbad oder einfach nur irgendwo in der Sonne liegen – wie jeden Tag. Denn das ist mein Leben: Schule, Mittagessen, Hausaufgaben, Freunde, Abendessen, Schlafenszeit. Und dazwischen Arne und süße Küsse und das, was wir für Sex halten, und ein paar Versprechen und ein paar Tränen und ganz viel Hoffnung auf einfach alles. Dabei warten wir eigentlich nur auf das Wochenende und aufs Abitur und auf all die Dinge, die danach endlich mal auf *uns* warten. Wie jeden Tag.

Ich stehe im Fahrstuhl, Iphigenies Worte in Gedanken wiederholend. In der Abitur-Prüfung

bekam ich fünfzehn Punkte. Ich weiß noch immer nicht, was sie anderes gemeint haben könnte als genau das, was sie sagte: »*Der Zweifel ist`s, der Gutes böse macht.*«

Ich weiß noch immer nicht, wann sich *jeder Tag* nicht mehr wie *jeder Tag*, sondern plötzlich so kompliziert angefühlt hat. Ich weiß nicht, wann das angefangen hat, dass sich überhaupt alles so furchtbar kompliziert anfühlt und Jahre wie verschwunden und Tage wie Ewigkeiten geworden sind. Ich weiß nicht, warum ich genau jetzt daran denken muss, warum ich mich kaum erinnere an diese Jahre, in denen genau das das Einzige war, das ich erreichen wollte: einen Knopf drücken, um in die Etage zu gelangen, in der ein Schreibtisch mit meinem Computer steht, auf dem ich mich einlogge, um das zu tun, worauf mich mein Studium vorbereitet hat.

Überhaupt weiß ich sehr wenig, aber im Büro rufe ich mein Facebook-Profil auf und tippe: »Yay, erster Tag!«, dazu lade ich eines der 25 Selfies hoch, die ich heute Morgen vor dem Gebäude gemacht habe, aber erst posten wollte, wenn der Vormittag überstanden ist. Als »Ort« gebe ich das Unternehmen an und als »Stimmung« wähle ich »motiviert«, überlege es mir aber dann noch mal anders, denn das hier ist doch einer der besten Tage meines Lebens, ich bin doch jetzt eine von denen, die es »geschafft« haben, also klicke ich auf »glücklich«, denn »glücklich« muss ich sein, und genau das sollen alle sehen.

Dann antworte ich Jakob, dass Thorben *natürlich sehr gerne* vorbeikommen kann, schließlich müssen wir diesen Tag doch gebührend feiern, und dann öffne ich wieder die Facebook-App und schaue zu, wie die Like-Zahl steigt: Daumen hoch, Daumen hoch, Herzchen, Glückwünsche und noch mehr Herzchen. Ich aktualisiere die Seite immer wieder, als würde sich dadurch etwas ändern, aber natürlich gibt es nur immer noch mehr Likes und Kommentare, denn selbstverständlich freuen sich meine Freunde für mich und alle anderen auch. Und je mehr sich alle freuen, desto zufriedener werde ich. »Alles richtig gemacht«, kommentiert Saskia. Jakob und Tim liken ihren Kommentar, ich natürlich auch, denn das ist ja sehr lieb, dass sie das so sieht, und irgendwann, eines Tages, sehe ich das vielleicht genauso, und dann, an ebendiesem Tag, wird sich endlich alles gut anfühlen.

5.

Wir stehen in einer dieser Bars, in denen Festangestellte Aber-heute-höchstens-einen-ich-muss-morgen-früh-raus-Drink bestellen und so tun, als hätte das Ganze absolut nichts mit Arbeit, aber sehr viel mit Vergnügen zu tun. In Gruppen stehen sie zusammen, all jene, die sowieso immer zusammen sind, denn nach dem Büro ist im Büro. Es riecht nach Stress und Schweiß, nach Büro-Mundgeruch und Langeweile, aber die Drinks sind bunt und billig und die Musik geschmacklos und laut, und deshalb stehen wir hier rum und tun so, als hätten wir gerade mächtig viel Spaß.

»Ich bin echt so froh, dass du meine Kollegin bist«, lallt mir Maya ins Ohr, während sie den dritten Aperol Spritz trinkt und ich ein bisschen Angst bekomme, dass sie sich gleich übergeben muss.

»Ja, ganz toll«, sage ich und lächle wie jemand, der das Gegenteil meint.

Ich bin seit drei Wochen in der Firma und sehr, sehr müde. Die Müdigkeit ist so groß, dass sie ein Teil von mir geworden ist. Wenn ich viel zu tun habe, ziehe ich zu Hause ein bisschen Ritalin. Wenn das nicht geht, weil Jakob da ist, nehme ich es auf der Firmen-Toilette. Ritalin ist ja keine »richtige« Droge, das erzähle ich mir gerne, das ist ja Medizin, nehmen andere ja auch, sogar Kinder. Außerdem habe ich gelesen, dass Studenten und Manager damit ihre Leistung steigern. Ich werde immer dünner und komme abends schlecht runter vom Speed. Immer öfter sitze ich zähneknirschend und nervös neben Jakob, und immer öfter fragt er mich, warum ich dermaßen angespannt sei. Eigentlich dosiere ich alles so sorgfältig, dass niemand etwas merken kann: Morgens ein bisschen Ritalin, selten auch mal eine Line Speed, mittags lege ich noch mal nach. Wenn ich dann gegen elf zusammen mit Jakob ins Bett gehen möchte, bin ich zwar unendlich erschöpft, gleichzeitig aber hellwach und aufgekratzt. Dann will ich mit ihm über den Tag reden, während er nur noch schlafen will.

Wenn ich abends noch nicht nüchtern bin, nehme ich manchmal heimlich eine Schlaftablette, und zwar genau dann, wenn Jakob das erste Mal gähnt. Es dauert eine halbe Stunde, bis sie wirken – so lange wie Jakob vom ersten Gähnen bis zum »lass uns ins Bett gehen« auch braucht.

Den Gewichtsverlust erkläre ich durch den Stress, so wie alles andere auch. Und weil ich so viel Stress habe, bin ich eben auch etwas schusselig. Ich habe zum Beispiel das Geburtstagsgeld meiner Mutter »verloren«. Kann ja mal vorkommen. Dass ich es in Wahrheit dem Dealer in die Hand drückte: das weiß ja nur ich. Und weil ich auch eine sehr gute Kollegin bin, trotz des ganzen Stresses, habe ich das Geld, das Jakob und ich für den Urlaub gespart haben, Maya »geliehen«. Deshalb können wir auch keinen Urlaub auf den